

*Gottfried Michaelis, Der Fall Vischer, Ein Kapitel des Kirchenkampfes*, Luther-Verlag, Bielefeld 1994, 190 S.

Wenn die Beschäftigung mit Geschichte aus den Händen der Zeitgenossen in die der Nachgeborenen übergeht, ist das selten ein reibungsloser Vorgang. Davon zeugt auch das vorliegende Buch, in dem Gottfried Michaelis, Jahrgang 1904, als einer der letzten verbliebenen Zeitzeugen – darauf weist er ausdrücklich hin –, von den Nachgeborenen sorgfältigen und differenzierten Umgang mit der Geschichte Bethels im Nationalsozialismus einmahnt. Michaelis ist nicht irgendein Zeitzeuge. Als Sohn des Bielefelder Pastors Walter Michaelis, der Fritz von Bodelschwingh freundschaftlich verbunden war und von 1919–1930 an der Theologischen Schule Bethel Praktische Theologie lehrte, kennt der Verfasser die Anstalten von Kindheit an. Als Theologe und Historiker weiß er, worüber zu urteilen ist und welche Methoden gefordert sind. Als Pädagoge – zunächst im staatlichen Schuldienst, dann – nach seiner Verwundung im Krieg – ab 1943 bis 1969 als Schulleiter in Bethel, hat er die Zeitläufe durchgestanden und mitgestaltet.

Reibungen gab es für Michaelis mit Dozenten der Kirchlichen Hochschule, die sich vor einigen Jahren mit Vischers Vertreibung aus der Theologischen Schule 1933/34 durch die Nationalsozialisten beschäftigten und den Eindruck gewannen, Kuratorium und Anstaltsleiter trügen wohl eine Mitschuld. Zwar habe Bodelschwingh Vischer nicht entlassen. Es sei aber unklar, ob er ihn aufgefordert habe zu bleiben. Offen sei auch die Frage, warum Fritz von Bodelschwingh 1945 abgelehnt habe, Vischer zurückzuberufen (16f.). Michaelis sieht dadurch den Eindruck erweckt, „die damals in Anstaltsleitung und Kollegium tätigen Männer wären den Herausforderungen der Zeit nicht gewachsen gewesen“ (16). Das vorliegende Buch hat deshalb eigentlich zwei Themen. Das erste erscheint im Titel – und gibt Gelegenheit zur Behandlung des zweiten, das dem Autor besonders am Herzen liegt: die Gestalt Pastor Fritz von Bodelschwinghs. Er will ihn vor den geäußerten Verdächtigungen in Schutz nehmen, seine Motive verdeutlichen und versuchen, ihn „in wesentlichen Zügen seiner Person der heutigen Generation erneut vorzustellen“, weil sein Bild „weithin verblaßt“ sei (15). Aber, so drängt sich dem Leser sogleich die Frage auf, wäre es denn wirklich so schlimm, wenn sich herausstellte, daß Mitglieder in Kollegium und Anstaltsleitung, vielleicht auch Fritz von Bodelschwingh selbst, der einen oder anderen Herausforderung nicht gewachsen waren?

Der aus der Schweiz stammende Wilhelm Vischer, Dozent für Altes Testament, hatte im April und Mai 1933 aus seiner Sympathie für Israel keinen Hehl gemacht und unvorsichtigerweise vor Studenten geäußert, Hitler sei rassistisch wohl am ehesten als „Balkanese“ einzustufen. Von Studenten weitergemeldet, nahm NSDAP-Kreisleiter Hanns Löhr, Chefarzt der Inneren Abteilung der Sarepta-Klinik Gilead, dies zum Anlaß, beim Landrat des Kreises Bielefeld ein Lehr- und Predigtverbot zu erwirken, das vom Regierungspräsidenten in Minden bestätigt und später noch ausgeweitet wurde. Vischer, fast alle Kollegen, das Kuratorium der Hochschule und nicht zuletzt der Anstaltsleiter Fritz von Bodelschwingh versuchten, beim Preußischen Kultusministerium die Rücknahme zu erwirken. Bodelschwingh hielt den Landrat für nicht zuständig, mußte jedoch jetzt – und später noch öfter – die Erfahrung machen, daß die vertrauten Wege zu den

staatlichen Behörden immer seltener zum Erfolg führten. Die bislang geltenden allgemeinen Normen der Staatsverwaltung wurden zunehmend außer Kraft gesetzt, wenn NS-Parteiführer eingriffen und willkürlich neues „Recht“ setzten. Schließlich nahm Vischer im Sommer 1934 seinen Abschied.

Michaelis hat zu Vischer in Archiven recherchiert, umfangreiche Korrespondenzen geführt, Zeitzeugen befragt, sich von Hinterbliebenen Einblicke in Nachgelassenes gewähren lassen, dazu eigene Erfahrungen und genaue Kenntnisse aus dem alten Bethel verarbeitet. Es entsteht keine geschlossene Darstellung, wohl aber ein reiches Mosaik mit vielen bemerkenswerten Einzelergebnissen. Genannt seien hier nur die bislang unbekanntenen Denunziationschreiben, mit denen der schon erwähnte Löhr – in Absprache mit seinem Kollegen Schneider aus der Anstalt Bethel – schon im Sommer 1933 vom Volksbildungsminister in Berlin die Einsetzung eines Staatskommissars in den Anstalten forderte. Auch auf die kurze Beschreibung der Situation Bethels 1945 oder die materialreichen biographischen Skizzen am Ende des Buches sei ausdrücklich verwiesen. Die von Michaelis verschiedentlich eingearbeiteten Darlegungen zur geistigen und politischen Situation und zu den Herausforderungen an verantwortliches Handeln in den zwanziger und dreißiger Jahren dürften auch denen Respekt abnötigen, die nicht geneigt sind, dem Verfasser in allem zu folgen. Michaelis zeigt, daß Vischer in Bethel und über seinen Weggang hinaus stets in freundschaftlicher Verbundenheit zu Bodelschwingh und seinen Kollegen blieb und daß bei ihm nicht der Eindruck entstanden war, sie hätten Mitschuld an seiner Vertreibung und ihm gegenüber etwas wiedergutzumachen.

Noch mehr als Vischer gilt Michaelis Bemühen aber einem historisch fundierten, ehrenden Andenken Fritz von Bodelschwinghs. Fast 50 Jahre nach seinem Tod ist das Verblassen der Erinnerung an ihn nicht verwunderlich, sind doch viele seiner Weggefährten inzwischen verstorben. Hinzu kommt, daß sich in den Anstalten seit Ende der 1960er Jahre tiefgreifendere Veränderungen vollzogen haben als je zuvor. Michaelis deutet das nur an, indem er anmerkt, daß Fritz von Bodelschwingh 1945 u. a. die kommenden Nachwuchsprobleme der Diakonissen- und Diakonenhäuser vorausgesehen habe (vgl. S. 27 Anm. 6). Die religiösen Genossenschaften Sarepta und Nazareth haben ab 1968 in der Tat ihre zentrale Stellung unter dem Anstaltspersonal eingebüßt. Die Zahl der „freien“ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wuchs stark an, neue Berufsbilder und Ausbildungsgänge wurden etabliert. Auch die strenge Trennung der Geschlechter und die Organisation der Pflegehäuser unter Hausmüttern und -vätern nach dem Familienprinzip ist seither abgelöst worden. Die verordnete Teilnahme an Andachten und Gottesdiensten wurde zurückgenommen, religiöse Pluralisierung und Säkularisierung wirkten sich auch in Bethel aus. Die alte, nach Ständen gegliederte und in sich geschlossene „Bethelgemeinde“ hatte – neben Vater Bodelschwingh – in Pastor Fritz über seinen Tod hinaus eine unbestrittene und integrierende religiöse Leitgestalt. Die hohe Verehrung für ihn kommt exemplarisch in dem Gedenkbüchlein „Unser Pastor Fritz“ zum Ausdruck, das 1957 zu seinem 80. Geburtstag erschien. In der Einleitung erinnert Anstaltsleiter Rudolf Hardt an den 1946 Verstorbenen, der ganz in der lebendigen Gegenwart seines Heilandes gelebt und zu ihm hin geführt habe, und schließt mit den Worten: „So durften wir es bei unserem Pastor Fritz erfahren, was uns von den Jüngern Jesu bezeugt ist, da sie

dem auferstandenen Herrn begegneten: Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen (Joh. 20,20).“ Die Witwe des früheren Generalsuperintendenten von Pommern, Hildegard Kähler, berichtet im selben Bändchen, noch nach Jahren müsse sie, wenn sie im Neuen Testament lese, plötzlich an Pastor Fritz denken, dessen Leben ihr oft als Illustration zu den Lehren Jesu erscheine (Unser Pastor Fritz, hrsg. von Curt Ronicke, Bethel Bielefeld 1957, 13 und 69).

Solche Gedanken sind inzwischen selbst zu historischen Zeugnissen der Frömmigkeit der „Bethelgemeinde“ vor fast 40 Jahren geworden. Heute können bestenfalls noch ganz wenige Mitarbeiter und Bewohner der Anstalten daran anknüpfen. Für die meisten von ihnen – und weit über die Anstalten hinaus – ist die Vermittlung eines historisch zuverlässigen Bildes von Fritz von Bodelschwingh unerlässlich, das auf kritischem Quellenstudium basiert. Michaelis reagiert mit seinem Buch bereits auf diese Entwicklung, ohne das explizit zu formulieren. Er beginnt damit, die Brücke zu schlagen zwischen der persönlich gebundenen, verehrenden Erinnerung der Zeitgenossen an Pastor Fritz, die in der Gefahr steht, zur Hagiographie zu werden (vgl. 79), und dem kritischen Quellenstudium, das mit der nötigen Sorgfalt betrieben werden muß und nicht an unangemessenen Maßstäben der Gegenwart orientiert sein soll. Die damit gestellte Aufgabe ist umfangreich und braucht Zeit.

Die begonnene historische Beschäftigung mit Fritz von Bodelschwingh wird sein diakonie- und kirchenpolitisches Handeln zu beleuchten haben, das gerade nach 1933 wirksam und aus dem Hintergrund heraus geschah. Sie wird sich mit der vielfach bezeugten, außerordentlichen persönlichen Wirkung Fritz von Bodelschwinghs im persönlichen Umgang mit Menschen befassen müssen, für die Michaelis eine ganze Reihe bemerkenswerter Belege anführt (71–81). Und sie wird sich, getrennt davon, mit dem Bild zu beschäftigen haben, das gerade in der „Bethelgemeinde“ von Fritz von Bodelschwingh nach seinem Tod gepflegt wurde und das der historischen Beschäftigung mit ihm nicht immer förderlich war. Für diese Aufgaben hat Gottfried Michaelis Signale gesetzt, die Beachtung verdienen, und Material zusammengetragen, auf das zurückgegriffen werden wird. Das verdient dankbare Anerkennung.

Bleiben noch einige Bemerkungen zur Gestalt des Buches zu machen. Der Leser fragt sich, welche Rolle das Verlagslektorat bei dieser Publikation von 190 Seiten zum Preis von immerhin 32,— DM gespielt haben könnte. Ich nenne einiges, was Anlaß zum Fragen gibt:

- Das Vorwort erscheint unter Gliederungspunkt I. 4., inmitten der Einführung;
- da die Kapitelzahl fehlt, trägt die Numerierung der Zwischenüberschriften nicht zur Orientierung beim suchenden Blättern bei; welchem gestalterischen Prinzip folgt die Klammer unter der Zwischenüberschrift S. 69?
- S. 16 werden Querverweise auf Textabschnitte gegeben, die in der Gliederung keine Entsprechung haben;
- die Randglosse (23–25) und die zwei zuletzt gefundenen Briefe (82–87) hätten, wären sie eingearbeitet worden, zu größerer Geschlossenheit in der Darstellung beitragen können;
- die Kommentierung des historischen Dokuments unter II. 6. (S. 47–51) erfolgt inkonsequenterweise nicht nur – wie angekündigt – in Anmerkungen, sondern

auch in Klammersetzung; daß in dem dabei abgedruckten NSDAP-Flugblatt ausführlich aus der Baseler National-Zeitung zitiert wird, muß sich der Leser aber selbst erschließen;

- S. 84 hätte man vom Schreiben des Reichspresseleiters der DC gern erfahren, wo es zu finden ist;
- gleiches gilt für die Bemerkung Georg Müllers über Pastor Fritz als Gründer der pädagogischen Provinz Bethel S. 74 oder für das überaus interessante Zitat aus dem Testament Ida von Bodelschwings S. 76.

Dankenswerterweise werden aber die 185 Textseiten durch ein Personenregister erschlossen.

Matthias Benad

Rainer Walz, *Hexenglaube und magische Kommunikation im Dorf der frühen Neuzeit, Die Verfolgungen in der Grafschaft Lippe*, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1993, XI u. 546 S.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Hexerei ist heute ein gut bestellter Acker der interdisziplinären Forschung. Während die Frage nach den Ursachen des „Hexenwahns“ und nach Schuld lange die Diskussion bestimmte, eröffneten anthropologische Studien den Blick auf die Funktionalität des Hexenglaubens. Damit verlagerte sich das Epizentrum des Interesses von der Erforschung übergreifender theologischer, rechts- und ideengeschichtlicher Zusammenhänge zu Lokal- und Regionalstudien mit sozial-, mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen Fragestellungen.

Rainer Walz untersucht in seiner Habilitation die Verfolgungen des 17. Jh. am Beispiel ländlicher Siedlungen der Grafschaft Lippe. Aus einer ausführlichen Diskussion des Forschungsstands entwickelt der Autor seinen an Durkheim und der Systemtheorie Luhmanns orientierten soziologischen Ansatz. Konsequenter trennt er Ursachen, Auslöser und Motive der Verfolgungen ab und wendet sich den Funktionen des Hexenglaubens als „komplexem Phänomen sozialer Evolution“ (S. 1) zu: Brennpunkt der Arbeit ist das Dorf, nicht die Ebene der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit.

Bei der quellennahen Beschreibung der Prozeßverläufe lassen sich im dörflichen Alltag bereits Kristallisationspunkte für Hexereibesuldigungen ausmachen. Ihnen liegen zwei Denkfiguren zugrunde: Über die „Kontingenzreduktion“ wird die Unbegreiflichkeit eines zufälligen Schicksalsschlags auf Ursachen – das Wirken Gottes, des Teufels oder einer Hexe – zurückgeführt. Das „Summenkonstanzenken“ geht von einer gleichbleibenden Menge von materiellen und immateriellen Gütern in einer Gemeinschaft aus. Reichtum und Gesundheit des einen Dorfgenossen sind ursächlich verknüpft mit Armut und Krankheit des anderen. Als gesonderte Problemfelder werden Prozesse gegen Männer, die Rolle von Hexenbannerinnen und Hexenbannern, der Zusammenhang zwischen Hexenverfolgungen und dörflicher Delinquenz und kollektive Konflikte untersucht. Zu letzteren gehören die Auseinandersetzungen in den Kirchspielen Hillentrup und Bösingfeld. Sie entfalten eine gewisse Relevanz im Kontext von Hexereibesuldigungen, denn mit ihren Predigten beeinflussten die Pfarrer die „Gerüchteküche“ und damit die Achtungshierarchie im Dorf. Einige von ihnen nutzten dieses